

Die Erneuerung des Glaubens und der Gemeinschaft

Autor(en): **Spoerri, Theophil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **1 (1933-1934)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758408>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Erneuerung des Glaubens und der Gemeinschaft

Zur Oxford- oder Gruppenbewegung

von Theophil Spoerri

Das religiöse Leben dieser Zeit ist auf weite Strecken hin dadurch gekennzeichnet, daß man nichts mehr von Gott erwartet. Viele von denen, die noch theoretisch an Gott glauben und sogar einen großen Lärm mit ihm machen, sind praktisch Atheisten: sie handeln genau so, wie wenn Gott nicht da wäre. Daß man Steuern hinterzieht, seine Fahne nach dem Wind richtet, fünf zum eigenen Vorteil und Frieden grad sein läßt, an seinen Nächsten vorbei oder ihnen zuwider lebt, in Gedanken und auch in Wirklichkeit Dinge tut, vor denen einem selber ekelt, daß man in seinen schwersten Nöten ganz furchtbar einsam und hilflos und auch sonst im großen und ganzen verdrossen, gereizt, geängstigt, gehetzt und übermüdet ist, das ist das normale Leben sowohl für sogenannte Heiden als für sogenannte Christen.

Bei den ersten Christen war es anders. Sie waren überzeugt, daß Gott den Menschen durch Jesus Christus ganz wunderbar nahe gekommen war. Sie lebten so in dieser Nähe Gottes, daß das Reich dieser Welt für sie keine Geltung mehr hatte. In die ungeheure Mauer der Angst und Sünde, die die Menschheit umgab, war eine Bresche geschlagen worden. Von daher kam wie eine Flut von Licht und Trost in das verfinsterte Land. Wer sich in diesen Durchbruch der Ver-söhnung stellte, der wohnte schon im Bereich der neuen Welt. Das gab eine solche Zuversicht und Freude, daß der von ihr Erfüllte sie den andern mitteilen mußte. Wie ein Lauffeuer ging diese Kunde durch das ganze römische Imperium.

Eine neue Zeitrechnung hat damals begonnen und heute noch geht die Bewegung weiter. Der Historiker kann es noch jetzt nicht verstehen, wie diese Handvoll gewöhnlicher Menschen, die aus einer verlorenen und verachteten Ecke des Reiches herkamen, in so kurzer Zeit das Antlitz der Welt verändern konnten. Und was das Unverständlichste ist: die Botschaft, die diese Männer verkündeten, ist das Absurdeste, was der Menscheng Geist erfinden konnte: «der Gehängte ist der Herr, der Allerniedrigste ist der Allerhöchste.» Es

war eine Welteroberung von unten, ein Rittertum nicht des Herrschens, sondern des Dienens; ein Schandmal war das Zeichen des Sieges. Unter all den Erklärungsversuchen ist der einleuchtendste der, daß diese Männer am Ende doch recht hatten. Hinter ihnen stand wirklich die Macht, die die Welt überwinden kann. Jesus Christus ist tatsächlich der Herr der Menschengeschichte.

Wenn das aber wahr ist, warum sollte nicht auch heute das Gleiche geschehen können: ein Durchbruch des gleichen ansteckenden, welterobernden Glaubens mitten durch alle Heidentümer und erstarrten Christentümer dieser dunklen Zeit hindurch?

Es gibt — Gott sei Dank! — in unserer Zeit allerlei Zeichen der Erneuerung. Dazu gehört auch die Gruppenbewegung. Sie entstand durch die Arbeit eines Amerikaners schweizerischer Herkunft, Dr. Frank Buchman. Er hat von Anfang an als leitenden Gedanken gehabt, daß der Weg der Erneuerung nicht über die Masse und durch die Organisationen, sondern nur über den einzelnen konkreten Menschen gehen kann. Seine einzige Sorge war: Wie kann man diesen konkreten modernen Menschen erfassen? So bildete sich unter seinem Einfluß eine neue Art des Zusammenseins und Miteinanderredens der Menschen aus.

Die erste Zusammenkunft auf europäischem Boden fand 1921 in England statt. Studenten von Oxford, die von der Bewegung erfaßt waren, gingen vor einigen Jahren in den Semesterferien nach Südafrika. Dort brauchte man zuerst den nicht eindeutigen Namen «Oxfordbewegung».

Am Beginn des letzten Jahres kam aus England eine Gruppe nach Genf: Amerikaner, Engländer, Holländer, Deutsche, Leute aus der Gesellschaft, Theologen, Sportsmenschen, ein Admiral, ein ehemaliger Kommunist. In einem Hotel fanden die Zusammenkünfte statt. Aus Zürich waren drei Leute anwesend: ein Stadtmissionar, ein Seminarlehrer und ein Hochschullehrer. Der erste verstand alles, was in englischer Konversationssprache erzählt wurde, der zweite die Hälfte, der dritte einen Fünftel. Das genügte. Man bat die Gruppe, die in München erwartet wurde, einen Zwischenhalt in Zürich zu machen. Auch hier fanden einige Tage hintereinander Zusammenkünfte statt. Viele wurden erfaßt. So entstand die erste deutschschweizerische Gruppe. Es war eine gemischte Gesellschaft: Theologen, Ärzte, Lehrer, Hausfrauen, Studenten, Beamte, Arbeiter, -«Gemeinschafts»leute und Weltmenschen - Zürichberg und Außersihl.

Die offenen Zusammenkünfte, zu denen immer nur persönlich eingeladen wurde, mußten wieder eingestellt werden, weil der Zudrang zu groß wurde. Dafür entstanden in Privathäusern eine ganze Anzahl aktiver Gruppen, die in einer zentralen Gruppe zusammengefaßt sind. Auch an andern Orten entstanden Gruppen, besonders seit der Haustagung in Ermatingen (Sommer 1932). An der diesjährigen Tagung im Bad Gurnigel (Bern) waren fast alle größeren Ortschaften der Schweiz vertreten. Wenn die Bewegung im gleichen Maße, wie bisher, zunimmt, dann wird es bald in der Schweiz so viel Gruppen geben als es Wirtschaften gibt: in jeder Straße ein «Restaurant» — ein Ort der Wiederherstellung verlorener Kräfte.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß Gott sich mehr um die Menschen selbst interessiert als um ihre Programme. Warum bleibt alles im Wust dieser Zeit stecken? — Weil die Menschen sich selber vergessen haben und in ihrem Programm hängen geblieben sind. «Das Programm sind wir». Der Mensch muß wieder wirklich werden.

Was an Frank Buchman vor allem auffällt, ist seine geradezu geniale Unfähigkeit, abstrakt zu denken. Die Unterschiede der Programme und Parteien, die wir so tragisch nehmen und die uns als unüberwindliche Schranken zwischen Mensch und Mensch entgegnetreten, sind für ihn einfach nicht vorhanden gegenüber der elementaren Tatsache, daß der Mensch Mensch ist. «Die Krähen sind über die ganze Welt hin schwarz», ist eines seiner Lieblingswörter, und so ist es nicht erstaunlich, wie er unmittelbaren Zugang zu jedem Menschen findet, welcher Rasse und welcher Schicht er auch angehöre. Man sieht ihn ebenso natürlich mit Fürstlichkeiten umgehen als mit Arbeitslosen, und er muß sich nicht einmal umstellen, wenn er von einem zum andern geht.

Und so ist auch seine Arbeitsweise, die er auf die Gruppe übertragen hat, rein persönlich. Sein Zielpunkt ist immer der konkrete Mensch. Er hat mit medizinischem Scharfblick erkannt, wie jede Organisation krebsartig den Organismus der Gemeinschaft aufzehrt. Alles was in der Luftlinie geschieht, ist ihm verhaßt. Er meidet alle Massensuggestion und jegliche Mechanik. Wohl versteht er es zuweilen, großzügige Propaganda zu entfalten, um an gewisse Menschen heranzukommen. Aber dann fallen plötzlich alle Gerüste weg, und es bleiben einzig noch die konkreten Menschen übrig. Es gibt keine Organisation, noch Mitgliederschaft, noch Zeitschriften in der Gruppe, und doch besteht eine straffe Ordnung innerhalb der

einzelnen Gruppe und ein starker Zusammenhang zwischen den Gruppen der ganzen Welt. Alles beruht auf rein persönlichen Beziehungen — Briefe, Besuche, gemeinsame Kampagnen. Damit ist die Gewähr gegeben, daß nicht ein Apparat entsteht, der in kurzer Zeit erstarbt.

Weil der Glaube ein Geschehen und nicht ein Geschwätz ist, ist die Gruppe auf das Praktische, Aktive eingestellt. Darum sind auch ihre Methoden von einer Primitivität, die feiner organisierte Seelen zuerst immer abstößt. Man trifft sich in möglichst ungezwungener Weise, wie sich ein paar Freunde treffen, und anstatt über alles Mögliche zu plaudern, spricht man einzig über das Notwendige: nämlich über die wirkliche Not und Hilfe — aber man spricht nicht allgemein davon, als ginge es einem nichts an, sondern persönlich und konkret. Man kann die Gruppe einen praktischen Kurs nennen. Wie es an der Universität neben den allgemeinen theoretischen Vorlesungen auch praktische Übungen gibt — Seminare, Laboratorien — wo die Arbeit in kleineren geschlossenen Gruppen oder im Einzelgespräch mit dem Dozenten getan wird, so sollte es auch in der Kirche neben der Predigt eine praktische Einübung ins Glaubensleben geben. Was gäbe das für Ärzte, wenn die Medizinstudenten nichts anderes als die Vorlesungen zu besuchen hätten!

Diese praktische Einstellung der Gruppe beruht auf dem Glauben, daß Gott selber praktisch eingestellt ist. Wo Gott ist, da geschieht etwas. Das Wort Gottes ist nur wirklich, wo es wirkt. Er spricht: Es werde Licht — und es wird Licht. Und das Wort ward Fleisch.

Die ganze Bergpredigt gipfelt in dem Gleichnis vom klugen und törichtem Baumeister: «Wer diese meine Rede hört und sie tut, den vergleiche ich dem klugen Manne, der sein Haus auf den Fels baute.» Um dieses Geschehen, das in der Bergpredigt geschildert wird, geht es beim christlichen Glauben. Die Gruppe hält sich auch hier ans Praktische. Sie faßt die Forderungen der Bergpredigt in vier Normen zusammen: unbedingte Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Das gibt es natürlich nur bei Dem, der die Bergpredigt verkörpert. Wo aber die Menschen Ihm Raum geben, da kann Er durch seinen Geist diese Dinge bewirken. Der Fernerstehende wird natürlich skeptisch bleiben. Aber Tatsachen lassen sich nicht logisch zurechtbiegen. Man kann sie nur durch das Experiment erproben. Das Experiment beginnt damit, daß man die konkreten Widerstände untersucht, die man dem göttlichen Tun

entgegenstellt. Was könnte geschehen, wenn ich mich nicht in mir selber verschlösse, wenn ich nicht Angst hätte vor dem Menschen, wenn ich über meinen eigenen Bereich hinausschaute, wenn ich nicht so eigensinnig, bequem, begehrllich, empfindlich, selbstbesessen wäre? Man macht dann die seltsame Entdeckung, daß der Mensch mit einer erstaunlichen Hartnäckigkeit sich selber im Wege steht. Denn es könnte nichts Größeres geschehen in einem Menschenleben, als daß der eiserne Ring des Ichs durchbrochen würde durch den Willen und die Kraft Gottes. Jeder Mensch steht auf seine besondere Art sich selbst im Licht. Und darum ist die Welt so dunkel. Dieses Gott-im-Wege-sein, das ist Sünde.

Wer das erkannt hat, der weiß, daß es nur e i n e n Ausweg gibt: seine Festung Gott übergeben. Es gibt vor Gott keine Teillösungen, nur durch völlige, tägliche Hingabe, gebe ich ihm Raum. Hingabe bedeutet Unterwerfung. Der Weg geht nach unten. Aber wer ihn je gegangen ist, der weiß, daß darin das Geheimnis der Befreiung ist.

Wenn der Mensch sich Gott hingegeben hat, dann geschieht, was über die ganze Welt hin alle Tage gebetet wird: Dein Wille geschehe a u f E r d e n wie im Himmel. Dann steht das Tun des Menschen unter Gottes Führung. Auf dem Boden des Geschehens brauche ich Führung. Die Verkehrsordnungen gelten nicht für den Zuschauer am Fenster, sondern für den, der mitten im Gewühl der Menschen und Wagen seinen Weg geht. Gottes Wille weiß ich aus seinem Wort. Aber wie kann ich sehen, wo die großen Linien seines Wortes in den kleinen Betrieb meines Alltags eingreifen? Indem ich lerne, in ganz besonderer Weise auf Gott zu hören. Dieser Hörunterricht ist eine der Hauptangelegenheiten der Gruppe. Man muß lernen, stille zu sein.

Das Stillesein ist nicht ein Gesetz, sondern ein Geschenk. Wie kann ein Mensch aufgeregt und verängstigt sein, der sich tatsächlich in der Gegenwart des Allerhöchsten weiß? Und in dieser Stille allein ist es möglich, daß Gott zu mir spricht. Der Lärm um mich her und in mir selbst ist verstummt. Nun bekommen meine Gedanken eine ganz neue Richtung. Anstatt auf mich zu hören, höre ich auf Gott. Ich weiß wohl, daß immer wieder Täuschungen vorkommen. Stimmen steigen aus meinem Gedächtnis, aus dem Unbewußten auf. Aber dieser ganze Apparat mit Bewußtsein und Unterbewußtsein wird unter die Führung Gottes gestellt. Ich steige immer wieder aus der Kontinuität meiner Gedanken und Wünsche heraus. Und ich stelle mich im Stillesein, im Gebet, im Lesen des Wortes unter sei-

nen Willen. Sollte es nicht möglich sein, daß doch mehr und mehr mein Leben seinen Antrieb und seine Richtung von der andern Dimension bekomme? Im einzelnen mag ich mich oft irren, aber meine einzige Sorge ist die: daß Gott die Verfügung über das Ganze bekomme. Das ist Führung. Und wer nur einige Schritte unter Führung gemacht hat, der weiß erst, was «Gegenwart» ist und wie das alltägliche Leben ein unaufhörliches Abenteuer sein kann.

Aber das bedeutet noch ein Weiteres. Wenn Gott uns leitet, so bringt er uns nicht in eine mystische Liebeslaube, um zärtliche Zwiesprache mit uns zu pflegen, sondern er führt uns mitten in den Alltag hinein, unter die Menschen, zum Nächsten. Das ist die große durchgehende Linie: Von Gott durch das aufgebrochene Ich hindurch zum Nächsten. Auf dieser Linie strömen die Schöpfungskräfte. Stellt sich das Ich hemmend in den Weg, dann stauen sie sich. Dann entstehen die Verstopfungen, die Zersetzungen, die Verkrampfungen. Da gibt es die falsche Hitze, die unentrinnbare Sexualnot, die pathologische Verslossenheit, die Spannungen und Zwänge, die Mißverständnisse — alle die Dinge, an denen wir zugrunde gehen. Was das Leben reich und voll macht, das sind unsere Beziehungen. Sind unsere Beziehungen arm und getrübt, dann ist unser ganzes Leben arm und getrübt. Nur wenn die Schalen meines Ichs zerbrochen sind, strömt alle Wirklichkeit befreiend durch mein Leben.

Offen sein zu Gott bedeutet immer offen sein zu seinem Nächsten und umgekehrt. Hingabe an Gott ist immer, wo sie wirklich ist, Hingabe an den Menschen. Es wäre das Normale, daß wir offen wären zueinander. Aber das Normale ist die Ausnahme. Das Hauptvergnügen am Karneval ist, daß die Masken jeden Menschen auf der Straße anreden, mit einer verstellten Stimme: «Gelt, du kennst mich nicht!» Das ist unsere gewöhnliche Haltung, und so verbringen wir unter den Menschen die paar armseligen Lebensjahre bis wir ein Meter achtzig unter dem Boden ewig mit der Totenmaske grinsen können: «Gelt du kennst mich nicht». Aber wie können wir zueinander kommen? Wir versuchen es meistens auf dem polizeiwidrigen Einbruch. Wir brechen beim Nächsten ein mit wohlgemeinten Räten, Ermahnungen, Argumenten. Und das Geheimnis ist so einfach: Daß man selber sein Haus öffnet. Das ist, was die Gruppe unter Mitteilen (Sharing) meint. Viele Menschen finden das peinlich. Man könne doch nicht von sich selber reden. Das sei Exhibitio-

nismus. Es sei doch unkeusch, von seinen Schwächen zu reden. Die gleichen Menschen finden ein heimliches Vergnügen daran, die Sünden der anderen Menschen über einer Teetasse hinweg zu «bekennen». Es gibt natürlich viele Grade des Offenseins: vom rückhaltlosen Geständnis unter vier Augen bis zum gesellschaftlich natürlichen Sich-geben-wie-man-ist ohne daß man einander etwas vor-macht, ohne daß man aus Konvention seine heiligsten Überzeugungen verrät, aber auch ohne daß man sie in aufdringlicher Weise an den Mann zu bringen versucht. Es ist in den Gruppen oft so, daß man zuerst durch ein Steppenland von religiöser Konvention geht, bis man plötzlich merkt, das ist ja gar nicht wahr, wir spielen einander ein frommes oder intellektuelles Theater vor. Vielleicht fängt dann einer zaghaft an, von dem zu sprechen, was wirklich ist — Trauriges oder Schönes, Großes oder Kleines. Und plötzlich ist man in einer neuen Welt. Wo es nicht mehr langweilige oder interessante Menschen gibt, sondern ganz einfach Menschen, Menschen mit ihrer Not, Menschen vor Gott. Die Menschen dieser Zeit sind totgepredigt, aber sie horchen auf, wenn von wirklichem Geschehen geredet wird. Man hat zu viel geredet von dem, was Gott tun könnte: wo aber einer sagt: Das und das hat Gott an mir getan — mag es noch so arm-selig formuliert sein — da strömen die Menschen herzu, da sind die Räume zu klein, da vergißt jeder die Zeit.

Und noch ein Letztes wird in dieses neue Geschehen hineinge-zogen: mein Verhältnis zu den Dingen. Jeder Mensch besitzt irgend etwas: seinen Körper mit allen kostbaren Instrumenten, die dazu gehören — seine Zunge — seine Kraft — seine Zeit — Gaben aller Art — vielleicht auch Geld — vielleicht ein paar Möbel oder ein Haus und einen Garten. Es ist gefährlich, etwas zu besitzen. Oft meint man zu besitzen und man ist besessen. Es ist sehr wichtig, zu wissen, ob i c h die Zigarette rauche oder ob sie m i c h raucht, ob ich den Geldbeutel halte oder ob er mich hält. Wenn ich mich in die neue Dimension des Geschehens stelle, dann bekomme ich ein zugleich treueres und freieres Verhältnis zu den Dingen. Weder halte ich sie krampfhaft fest, noch verschleudere ich sie sinnlos; ich übe Haushalterschaft.

Von diesen fünf Dingen: Sünde, Hingabe, Führung, Mit-teilen, Haushalterschaft spricht man in den Gruppen, und indem man diese Dinge immer mehr in das Licht des göttlichen Wortes stellt, sieht man sie immer konkreter, das alltägliche Leben wird immer klarer,

durchsichtiger. Das Eigensüchtige, Selbstbewußte, Geschwollene tritt mehr und mehr beiseite, und Gott dringt mit seiner Kraft und heilenden, versöhnenden Gegenwart in die Mitte.

Aus der Erneuerung des einzelnen, konkreten Menschen — und nur auf diesem Wege — geschieht auch die Erneuerung der Gemeinschaft. Wir treten hier in den Horizont der Kirche. Das, woran sie zugrunde geht, ist die Trennung der Welten. Wir leben bald in der religiösen Welt (Andachtstunden, Versammlungen, Predigt), bald in der alltäglichen Welt. Von der einen zur andern gibt es keine Verbindung. Darum ist das Religiöse abstrakt und das Alltägliche ohne Geist. Beide Welten verdorren in dieser Trennung.

So ist es nicht nur heute. In allen Religionen ist ein Bestreben, heilige Örter zu schaffen, in die der Mensch sich zurückziehen kann, um sich in die Gegenwart Gottes zu stellen. Heilige Räume, heilige Zeiten, heilige Handlungen, heilige Menschen. Das Evangelium ist die radikale Umkehrung all dieses Heiligen. «Warum isset und trinket er mit den Zöllnern und Sündern? — Die Starken bedürfen keines Arztes, sondern die Kranken.»

Jesus Christus kommt zu uns in den verlorenen Alltag. Wir müssen ihm nicht in Festgewändern und gesalbten Häuptern entgegengehen. Wir können vor ihm sein, so wie wir sind. Je mehr wir uns zu dem bekennen, was wir wirklich sind, desto mehr stellen wir uns in sein Licht. Darum müssen alle idealen und frommen Überdeckungen weg. Er ist es, der die Verbindung mit Gott schafft. Diese Verbindung geht aber in unser alltägliches Leben ein. Wir dienen Gott, indem wir unseren Alltag in das Licht seiner Versöhnung stellen. Also indem ich meine wissenschaftliche, meine kaufmännische, meine handwerkliche Tätigkeit in seiner Gegenwart verrichte. Der Biertisch, der Küchenherd, der Bureauschalter, das Lehrerpult — alles das kann der Altar des höchsten Gottes sein. Man muß die Reformation noch zu Ende denken.

Es gibt keine andern Realitäten als den Alltag des Menschen und die Gnade Gottes. Alles was dazwischen ist, kann nur Durchgang vom einen zum andern sein. Wenn sich das Dazwischen verkapselt, dann entstehen die falschen Abstraktionen, Idealismen, Sakralismen, Dämonien.

Das muß alles immer wieder durchbrochen werden.

Es ist ganz natürlich, daß der Widerstand gegen die Gruppe gerade von den frömmsten Kreisen ausgeht. Das war zu allen Zei-

ten so. Die Kirche ist immer zugleich die ruhende und die bewegte Kirche. Aber manchmal wird die ruhende zur verfestigten Kirche. Dann muß die bewegte zur ausbrechenden Kirche werden. Aber dann stehen die Hüter der alten Tradition auf gegen die Verkündiger des neuen Lebens. «Sie lästern wider Moses und Gott,» sagte man von den ersten Christen in Jerusalem. «Sie halten sich nicht an die Bibel,» sagt man heute von den Gruppen. Aber Stephanus antwortet auf diesen Vorwurf mit jener gewaltigen Rede, die das herrlichste Zeugnis für die wandernde Kirche ist. Es beginnt mit dem Ruf Gottes an Abraham: «Gehe aus deinem Lande und von deiner Freundschaft . . . Dein Same wird ein Fremdling sein in einem fremden Lande.» Dann wird die Geschichte Israels in großen Zügen dargestellt als ein beständiges Aufbrechen, Wandern, Sich-verfestigen und Wieder-aufgebrochen-werden; — und gerade Moses — den die Hüter der Tradition immer anrufen, steht im Zentrum dieser Geschichte, als der Hammer Gottes und der Führer durch die Wüste. Und der ganze Bericht mündet aus in die Gegenüberstellung der Kirche im Zelt zur Kirche im Tempel. David fand Gnade bei Gott und bat, daß er eine Wohnung finden möchte, dem Gott Jakobs. Salomo aber baute ihm ein Haus.» Und hier nun explodiert ein «aber», das alle Verfestigungen des Glaubens und Gefängnisse Gottes zersprengt und uns hinausführt in die freie Luft der Schöpfung.

«Aber der Allerhöchste wohnte nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind, wie der Prophet spricht: der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Füße Schemel; was wollt ihr mir denn für ein Haus bauen? spricht der Herr; oder welches ist die Stätte meiner Ruhe? Hat nicht meine Hand das alles gemacht?» Was nützte es den Priestern, die Zähne zusammenzubeißen und ihre Ohren zuzuhalten? Was schadete es, daß sie Stephan steinigten? Saulus, der Jüngling saß da und hütete die Kleider der Eiferer. Er wußte damals noch nicht, daß das größte Abenteuer der Weltgeschichte begonnen hatte.

Zum Schluß eine persönliche Bemerkung. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, konkrete Tatsachen aus dem wunderbaren Geschehen, das sich seit zwei Jahren unter meinen Augen abspielt, zu erzählen. Damit lockt man aber nur Wundersüchtige an, Menschen, die anstatt direkt zur Quelle gehen, ihre Hilflosigkeit, wie ein Bleigewicht an einen andern Menschen, an eine menschliche Institution hängen. Es gibt so viele Menschen, die sich beklagen, daß es schwer ist, An-

schluß an die Gruppe zu finden. Gruppen entstehen überall von selbst, wo Menschen bereit sind, aus ihrer Verschlossenheit und ihren Sicherungen hervorzutreten und ihr Leben ganz unter die Führung Gottes zu stellen.

«Der Kampf um das geistige Reich»¹

von Robert Faesi

Willkommener Glücksfall für den Kritiker, eine bedeutende Kraft bei ihrem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit ankündigen zu können! Doppelt willkommen, wenn es sich, wie bei Julius Schmidhauser, um einen Landsmann handelt!

Die Schweiz hat in den letzten Jahren Denkmäler der Selbsterkenntnis ihres Wesens und ihrer Leistungen, auch solche der Erkenntnis ihrer Vermittlerrolle und europäischen Einbeziehung gezeigt; aber es ist eher befremdlich, daß die Werke so selten sind, in denen wir zunächst von uns selber absehen und die Rundschau ausnutzen, da wir doch durch das Schicksal auf eine natürliche Warte gestellt sind und vor den Nachbarn eine größere Freiheit des Standpunktes voraus haben. Unsere heutige Lage ist nicht unähnlich derjenigen im Weltkrieg.

Wie damals hat uns das Schicksal zu einer Art Neutralität verurteilt. Es liegt in unserer Hand, sie zum Vorteil oder zum Nachteil zu gestalten. Die Gefahr neutraler Haltung liegt am Mangel inneren Teilhabens und äußern Einsatzes, liegt an der selbstgerechten oder gleichgültigen Abkapselung, in der wohltemperierten Lauheit, am Überhandnehmen jenes Typus des zufriedenen kleinen Mannes, des seelischen und geistigen Kleinbürgers. Immer wieder stoßen wir in der Auslandspresse auf das diskreditierende Wort «Verschweizung». Es ist nur in der Ordnung, daß wir ungern hören, wie der Name unserer Nation zu einer entwertenden Nebenbedeutung kommt. Ist sie gerechtfertigt? Ja und nein. Der Ausdruck ist eine Warnung vor einer Gefahr, zu der wir tatsächlich neigen, ja, recht

¹ Julius Schmidhauser: «Der Kampf um das geistige Reich» (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1933).